

Fuge für Heavy-Metal-Band

Vor 300 Jahren wurde Bach Kantor an der Leipziger Thomaskirche – dieses Jahr wird das Bachfest zur schweizerischen Leistungsschau

MICHAEL STALLKNECHT, LEIPZIG

In der Thomaskirche zu Leipzig: Der Zürcher Bach-Chor singt die Kantate «Bringet dem Herrn Ehre seines Namens», der Pfarrer liest die dazugehörige Bibelstelle, in der Predigt geht es um die Oboe als Symbol für den innersten Seelenraum bei Johann Sebastian Bach. Die Deutung im Wort und im Klang, von der Kanzel und von der Empore – sie ergänzen einander bei dieser Motette, einer Leipziger Sonderform des Gottesdienstes. Normalerweise wird sie von Bachs ehemaligem Chor, den Thomanern, bestritten. Die Zürcher sind als Gäste des Bachfests hier, denn es gibt ein besonderes Jubiläum zu feiern.

Genau 300 Jahre ist es her, dass Bach im alten Leipziger Rathaus seinen Vertrag als Thomaskantor unterschrieben hat, bis heute eine herausragende Position in der Musikwelt. Freilich war Bach damals sozusagen nur die dritte Wahl; der Stadtrat hatte zunächst mit anderen Kandidaten verhandelt, unter ihnen Georg Philipp Telemann und Christoph Graupner. Auch Bach selbst war im Zweifel, ob er an der Thomasschule der Universitäts- und Handelsstadt wirklich Halbwüchsigen Musik- und Lateinunterricht erteilen wollte.

Doch einmal angekommen, geriet er in einen Rausch von Kreativität, beginnend mit der Antrittskantate «Die Elenden sollen essen», die nicht nur mit ihrer Länge, sondern auch mit ihrem musikalischen Anspruch den Sonntagsgottesdienst gesprengt haben muss. Beim Eröffnungskonzert des diesjährigen Bachfests wird sie von den Thomanern unter Leitung von Andreas Reize gesungen – seit eineinhalb Jahren ist der Solothurner der jüngste Nachfolger Bachs in dem ehrenvollen Amt.

«Bach for Future»

Auch die Berufung Reizes, der zuvor unter anderem den Zürcher Bach-Chor geleitet hatte, war seinerzeit in Leipzig nicht unumstritten. Warum er unterdessen allgemein anerkannt ist, kann man hier hören: Die Thomaner klingen, begleitet vom Gewandhausorchester, durchdringend, aber nie gepresst, luftig, aber nicht verhaucht, was bei Kindern nicht selbstverständlich ist. Die leuchtenden Knabenstimmen sind ideal mit den jugendlichen Männerstimmen ausbalanciert, und das nicht nur bei Bach, sondern auch in der anspruchsvollen Kantate, die Jörg Widmann zum Jubiläum beigesteuert hat.



In Leipzig ist Johann Sebastian Bach (1685–1750) allgegenwärtig.

GETTY

Das aktuelle Thema Krieg als Aufhänger nehmend, knüpft sich der deutsche Komponist nicht weniger als die Theodizeefrage vor. Im Libretto bahnt ein Best-of berühmtester Texte von Matthias Claudius, Jean Paul, Bert Brecht, Dietrich Bonhoeffer und aus der Bibel den Weg vom Atheismus zum Glauben. Illustrativ dazu bewegt sich die von Reize dirigierte Uraufführung anfänglich in einem zerrissenen, von Schlagzeugattacken durchsetzten Duktus, um sukzessive ein immer strahlenderes Dur

anzupeilen, mit Trompeten-Hörner-Jubel und grossem Geläut zum Schluss. Das kommt beim Publikum gut an, ist aber leider, was Bach in all seiner Glaubensfestigkeit nie war: platt.

Zum Jubiläum seines berühmtesten Kantors bekommt der Thomanerchor auch die Bach-Medaille der Stadt Leipzig – mit einiger Verspätung, da man in den Vorjahren wohl den Vorwurf provinzieller Selbstbestätigung vermeiden wollte. Dabei muss ihn das Bachfest schon wegen seiner internationa-

len Besucher nicht fürchten. Zum Jubiläum hat sogar die Weltraumstation ISS einen Videogruss geschickt. Das modische Festivalmotto «Bach for Future» hätte es dafür nicht einmal gebraucht. Die irdischen Besucher kommen aus 55 Nationen, wobei die Schweiz immerhin die viertgrösste Gruppe stellt, nach Deutschland, den USA und Australien.

Expertise aus der Schweiz

In der Thomas- und der Nikolaikirche, den wichtigsten Wirkungsstätten Bachs, stehen in diesem Jahr die gut sechzig Kantaten im Mittelpunkt, die er allein während seines ersten Leipziger Amtsjahres 1723 zur Aufführung brachte. Für die Gottesdienste jedes Sonn- und Feiertags experimentierte Bach mit immer neuen Mitteln, schuf im Wochenrhythmus einen Kosmos von ungeheurer musikalischer Vielfalt. Man spüre da «eine fast schon panische Angst, sich zu wiederholen», sagt Peter Wollny, der Direktor des Bach-Archivs, das auch das Bachfest veranstaltet.

Wie die strukturell und technisch bis heute enorm fordernden Werke damals von Solisten im Teenageralter und, im Orchester, von Studenten und Stadtpfeifern bewältigt wurden, bleibt eine offene Frage. Wollny kann es sich nur durch das Charisma erklären, das Bach im Internat der Thomaner wie in der Stadt entfaltet haben muss. Die Filetstücke dieses ersten Jahrgangs teilen sich in den ersten Tagen gleich vier ausgewiesene Bach-Dirigenten, nämlich Rudolf Lutz, Hans-Christoph Rademann, Philippe Herreweghe und Ton Koopman, die allesamt auf kleinere gemischte Chöre, ein historisierendes Instrumentarium und Countertenöre für die Altsoli setzen.

Bei der Bach-Stiftung St. Gallen, die bereits seit 2006 an einer bedeutenden Gesamtauführung von Bachs Vokalwerk arbeitet, ist neben der brillanten Sopranistin Miriam Feuersinger und dem hochexpressiven Tenor Daniel Johansen die zärtliche Altstimme von Jan Börner zu hören. Überhaupt fahndet ihr Leiter Rudolf Lutz nach der sinnlichen Seite Bachs, ohne ins expressiv Überbordende zu entgleiten. Er belebt die vier gewählten Kantaten gleichsam von innen, lässt sie in sich schwingen, mit weich, aber klar konturierten Phrasierungen. Bei «Schauet doch und sehet, ob irgendein Schmerz sei» positioniert er die beiden solistischen Blockflöten ganz vorn, damit sie leise spielen können, als «flauti dolci», süsse Flöten, wie sie im Italienischen heissen.

Deutlich härter wirkt der Zugriff der Gaechinger Cantorey von der Internationalen Bachakademie Stuttgart, die unter ihrem Leiter Hans-Christoph Rademann seit kurzem an einer Einspielung des ersten Kantatenjahrgangs arbeitet, unter dem Titel «Vision.Bach – Mit Bach das Leben begreifen». In den ausgewählten vier Kantaten geht es aber zunächst einmal darum, den Tod zu begreifen – in einer Weise, die in der Gegenwart selbst vielen Gläubigen fremd sein dürfte: dass der Tod besser als das Leben sei, weil er im besten Fall schnell ins Paradies führe.

Als «längst erseufzter Sterbenstag» wird er in der Kantate «Christus, der ist mein Leben» vom Tenor Benedikt Kristjánsson herbeigesungen, während im Pizzicato der Streicher das Totenglöcklein läutet. In seiner markanten, bisweilen schroffen Deutung macht sich Rademann die Inhalte merklich zu eigen, meisselt die Stimmeinsätze mit der Cantorey heraus

Die irdischen Besucher kommen aus 55 Nationen, wobei die Schweiz die viertgrösste Gruppe stellt, nach Deutschland, den USA und Australien.

und lässt in den Chorälen zwischen den Versen sogar die Orgel improvisieren, um zu einer Meditation über die Fehlerhaftigkeit alles Irdischen einzuladen.

Wem das zu heftig wird, der kann sich auf den Leipziger Markt flüchten, wo schon Bach selbst einst Freiluftaufführungen dirigierte, wenn zu Messezeiten der Kurfürst anreiste und sich sozusagen Festspielatmosphäre in der Stadt verbreitete. In der Gegenwart sind bei einer «BachStage» auch Bearbeitungen für Big Band oder Heavy-Metal-Ensemble zu hören, die gerade im ungewöhnlichen Zugang die Universalität von Bachs Musik unter Beweis stellen. Ganz nebenbei schafft das Bachfest auf diese Weise geschickt eine Verbindung zwischen dem internationalen Publikum und der Stadtbevölkerung, die «ihrem» Bach bis heute mit einer Andacht lauscht, die staunen macht. Er war halt doch nicht bloss dritte Wahl, dieser Thomaskantor.

Oberst Switan spricht ruhig vom Krieg, fast wie ein Roboter

Kriegstagebuch aus Charkiw. Von Sergei Gerasimow

Heute ist es draussen ungewöhnlich warm, und es liegt etwas Friedliches in der Luft. Gerade haben wir die ersten Frühlingsblumen gepflanzt. Alle zwanzig Minuten heult ein Alarm auf, und sobald er aufhört, scheint es, als gäbe es keinen Krieg auf der Welt, als gäbe es nur diesen Frühlingstag mit dem Geruch von Erde und von der Sonne erwärmtem Asphalt. Es fühlt sich so an, als ob die perverse Grausamkeit des Krieges nur ein übler Traum gewesen sei.

Alle warten wir darauf, dass die ukrainische Offensive beginnt. Wir verfolgen die Nachrichten und die Kommentare der Fachleute und versuchen herauszufinden, wann der Gegenstoss beginnt und zu welchem Ergebnis er führen wird. Aber nicht alle Experten halten sich an die Wahrheit. Einige sind zu optimistisch und suchen den Zuschauern zu gefallen, andere phantasieren etwas zusammen, ohne über verlässliche Informationen zu verfügen, und raten uns offen, nicht traurig zu sein, wenn ihre Vorhersagen nicht eintreffen. Wieder andere versuchen, die Feinde zu demütigen und zu verhöhnen, indem sie Tatsachen mit Gefühlen vermischen –

und das ist immer ein Zeichen dafür, dass sie ein Problem mit den Fakten und der Wahrheit haben.

Nach dreizehn Monaten Krieg haben wir beim Durchgehen verschiedener Optionen herausgefunden, dass der Experte, dessen Vorhersagen sich am häufigsten bewahrheiten, Oberst Switan ist. Switan ist ein glatzköpfiger und kleinkörperlicher Mann, der immer erstaunlich ruhig und emotionslos bleibt und ein bisschen wie ein Roboter klingt. Erst vor kurzem hat er erzählt, wie turbulent sein Leben bisher verlaufen ist. Er stammt aus Donezk und blieb 2014 dort, um die Widerstandsbewegung gegen das russische Marionettenregime zu organisieren.

Medizinische Experimente

Doch schon bald wurde er verraten und landete in einem Foltergefängnis. Völlig ruhig und ohne Gefühlsregung erzählt er, wie sie ihm als Erstes mit dem Kolben einer Maschinenpistole die grossen Zehen zerquetschten. Er sagt, dass es sich um eine gängige Praxis handle, damit der Gefangene nicht fliehen könne.

In einem russischen Propagandafilm habe ich eine andere Vorgehensweise gesehen: Die Ukrainer schnitten dem Gefangenen anscheinend die Achillessehnen durch, woraufhin er mit offenen Wunden nur noch auf den Knien kriechen konnte. In dem Film wurde dieses Detail sehr deutlich gezeigt, aber ich glaube es trotzdem nicht, dass dies so praktiziert wird, denn die Wunden würden sich entzünden und der Gefangene schnell sterben. Die Idee der zerquetschten Zehen ist viel praktischer. Oberst Switan erzählt, dass ein gewisser Juri Jewitsch medizinische Experimente an ihm durchführte und versuchte, ihm das gesamte Blut aus dem Körper zu saugen.

Ich fragte mich, warum in aller Welt jemand so etwas tun würde, und machte ein Erinnerungsbuch von Juri Jewitsch ausfindig. Darin versucht Juri Jewitsch ständig, Ukrainer und Amerikaner zu demütigen, indem er sie mit abwertenden Namen wie «Ukro-Drecksäcke» oder «Pindos» (was so viel wie ein idiotischer, feiger, unkultivierter Amerikaner bedeutet) beschimpft, was klar darauf hinweist, dass er Probleme mit Objektivität und Fakten hat.

In seinem Buch lügt er offensichtlich vielfach. Zum Beispiel schreibt er: «Sein Name war, glaube ich, Switan, aber ich bin mir nicht sicher», aber ein paar Dutzend Seiten vorher hat er ausführlich über Switan geschrieben, so dass er den Namen nicht verwechselt haben kann.

Der Grund, warum Juri Jewitsch Blut aus dem Körper eines Gefangenen abfließen liess (einige Details im Buch lassen vermuten, dass er dies absichtlich tat, obwohl er behauptet, er habe lediglich eine tiefe Wunde zugenäht), ist mehr als erstaunlich. Er war sich sicher, dass er es mit einem von den Amerikanern geschaffenen «Kampfrobo» zu tun habe.

Suche nach Kampfdrogen

An den Armen des Gefangenen waren keine sichtbaren Spuren der Injektion von «Kampfdrogen» zu finden, woraus er schloss, dass die Amerikaner ihm die Drogen mit dem Essen verabreicht hatten. Unter Folter stieg der Blutdruck des Gefangenen stark an, was bedeutete, dass die Amerikaner sein Unterbewusstsein manipuliert hatten, so dass

er während der Folter Probleme mit dem Blutdruck bekam und in einen tödlichen Zustand wechselte, weshalb er nicht mehr sprechen konnte. Durch die Blutentnahme vermochte der «Arzt» zwei Probleme auf einmal zu lösen: die Kampfdrogen aus dem Körper zu lassen und den Blutdruck auf fast null zu senken.

Es ist kaum zu glauben, dass solche Dinge in Europa im 21. Jahrhundert geschehen können. An einem Tag wie diesem, mit der warmen Sonne, der langsam und unschuldig erwachenden Natur und dem Lächeln auf den Gesichtern der Kinder, ist es schwer, zu begreifen, wie ein Krieg überhaupt möglich ist. Wie jemand auf der Welt auf die Idee kommen kann, einen solchen zu beginnen. Doch dann beginnt erneut die Sirene zu heulen.

Wir gehen nach Hause und hören uns die Nachrichten an, die uns Oberst Switan am Bildschirm erzählt. Ja, er spricht emotionslos, und das lässt ihn ein wenig wie einen Roboter aussehen, aber das ist kein legitimer Grund, aus jemandem wie ihm alles Blut herauszulassen.

Aus dem Englischen von Andreas Breitenstein.